

«Ich habe schlicht Lust am Schreiben»

LITERATUR Der Buchpreis 2013 für seinen Roman «Carambole» hat Unruhe ins Leben von Autor Jens Steiner (38) gebracht. Aus der Ruhe bringen will er sich aber nicht.

INTERVIEW MARCO GUETG
kultur@luzernerzeitung.ch

Jens Steiner, wie lebt es sich zwei Wochen nach Erhalt des Schweizer Buchpreises?

Steiner: Es ist hektisch, aber das dauert ja nicht ewig. Erstaunt hat mich, wer alles auf diesen Zug aufspringen will. Es melden sich Menschen, die ich seit meiner Kindheit nie mehr gesehen habe, dann wieder solche, die mit Literatur nichts oder nur wenig am Hut haben. Eben erst habe ich die Anfrage eines People-Magazins abgelehnt. Ich weiss wirklich nicht, worüber ich mit denen hätte reden können.

Finden Sie den Betrieb unangenehm?

Steiner: Nein, ich kann mir die Sachen ja auswählen. Der Buchpreis hat auch dazu geführt, dass ich vermehrt Anfragen für Lesungen erhalten habe. Es ist eine etwas ambivalente Situation: Einerseits will ich in Ruhe weiterarbeiten, andererseits möchte ich davon auch leben können.

Können Sie vom Schreiben leben?

Steiner: Letztes Jahr ging das, da ich einen Förderpreis erhalten hatte. Ohne Buchpreis hätte ich mir nun aber ernsthaft überlegen müssen, wie es weitergeht, obwohl ich seit je wenig Geld für meinen Lebensunterhalt brauche.

2011 waren Sie mit Ihrem ersten Roman «Hasenleben» auf der Long List des deutschen Buchpreises und waren froh, «keinen Preis erhalten zu haben», wie Sie in einem Interview verriet. Dadurch hätten Sie «die Rolle des Autors noch ein bisschen ausprobieren können». Das ist nun definitiv vorbei.

Steiner: Ja, inzwischen versuche ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, ein Schriftsteller zu sein. Ich habe lange gezauert, ob ich den Schritt ins freie Künstlertum wagen soll. Das Risiko schien mir gross – nicht nur finanziell, sondern auch existenziell. Als freier Autor ist man auch vollkommen auf sich allein gestellt.

Wie die Figuren in Ihren Romanen «Hasenleben» und «Carambole». Deckt sich das mit Ihren eigenen Lebenserfahrungen?

Steiner: Mich hat die existenzielle Erfahrung des Alleinseins und des leeren Raumes stets fasziniert. Das Fehlen eines sozialen Raumes scheint bei mir somit auf ein natürliches Interesse zu stossen. Bewusst gesteuert habe ich das in meinen bisherigen Büchern nicht, doch jetzt habe ich gemerkt, dass sich gewisse Motive auch in meinem nächsten Buch niederschlagen.

Ist Schreiben für Sie eine Möglichkeit, diesen existenziellen Leerraum aufzufüllen?

Steiner: Ihre Texte klingen. Lesen Sie sich das Geschriebene vor?
Steiner: Ja. Der Klang der Sprache ist mir

Steiner: Es geht nicht um Auffüllen, sondern vielmehr darum, sich mit der Leere zu konfrontieren. In den meisten meiner Figuren steckt diese Leere, ihnen fehlt die Verankerung im Konkreten, im Sozialen. Diese Schutzlosigkeit soll im Roman stehen bleiben – nicht zuletzt deshalb, weil ich meine Figuren aus der schweizerischen Wohlstandsdecke herauswickeln und sie das Leben spüren lassen will.

Wie viel Biografie ist in Ihren Büchern?

Steiner: Beim Schreiben arbeite ich nicht mein Leben ab. Ich gehe von bestimmten Bildern oder Konstellationen aus. Die haben durchaus einen biografischen Bezug. Darauf baue ich und entwickle mich in eine bestimmte Richtung, die dann nicht mehr von der Biografie gesteuert ist.

Auffallend in Ihren Romanen ist der häufige Perspektivenwechsel. Hatten Sie nie Lust, die Position des allwissenden Erzählers einzunehmen?

Steiner: In «Hasenleben» nehme ich diese Position schon ein bisschen ein, in «Carambole» nicht. Dort wollte ich den Figuren nicht zu nahe treten und habe sie psychologisch nicht so sehr ausgeleuchtet. Im Rückblick scheint es mir, als hätte ich Angst davor gehabt, meinen Figuren autoritär gegenüberzutreten, und deshalb liess ich sie ein wenig an der langen Leine.

Ihre Texte klingen. Lesen Sie sich das Geschriebene vor?

Steiner: Ja. Der Klang der Sprache ist mir

schon wichtig. Beim ersten Roman war dies noch ausgeprägter als beim zweiten. Beim nächsten Roman spielt der Klang eine noch untergeordnetere Rolle. Vielleicht nimmt die Bedeutung des Klangs zu Gunsten der Geschichten künftig noch weiter ab.

«Ich bin ein Wanderarbeiter und liebe es, die Orte zu wechseln.»

AUTOR JENS STEINER

Sie schreiben vor allem in Bibliotheken universitärer Institute.

Steiner: Ich bin ein Wanderarbeiter und liebe es, die Orte zu wechseln. Die Stimmung in Bibliotheken schätze ich. Es ist ruhig, man sitzt gemeinsam mit anderen in einem Raum, wird ein bisschen kontrolliert. Das fördert die Konzentration.

Wie hat Ihr Schreiben angefangen?

Steiner: Relativ spät, mit 18 oder 19 Jahren, und wie bei so vielen zuerst mit Gedichten. Irgendwann erhielt ich dann meinen ersten Computer, wusste nicht so recht, was ich damit anfangen soll, und schrieb im Sinne einer «écriture automatique» einfach mal drauflos.

Und plötzlich wollten Sie schreiben? Wissen Sie, warum?

Steiner: Nicht, weil ich mein Leben verarbeiten müsste. Ich habe schlicht Lust am Schreiben, habe Freude an Themen und Stimmen und immer mehr auch an komplizierten Verwicklungen. Sie sehen: Meine Schreibmotivation hat durchaus etwas Hedonistisches.

Wie sieht es mit dem politischen Engagement als Schriftsteller aus?

Steiner: Ich kenne den Vorwurf, die junge Generation sei zu wenig politisch. Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass wir die Erwartungen einer älteren Generation nicht zu erfüllen brauchen. Wir sind durchaus politisch, nur haben wir einen anderen Fokus. Um es etwas plakativ auszudrücken: Die Autoren der 68er-Generation zielten jeweils mit lauter Stimme auf die Akteure und argumentierten jeweils aus einer Position des Rechthabens heraus. Wir befassen uns eher mit verborgenen Machtstrukturen und mit Wahrnehmungen.

Wir haben vom Hype gesprochen, den der Buchpreis ausgelöst hat. Haben Sie keine Angst, Sie könnten in eine Schreibblockade geraten?

Steiner: Nein, absolut nicht!

Was kommt als Nächstes?

Steiner: Mein dritter Roman ist bereits weit fortgeschritten.

Haben Sie nie an eine andere Gattung gedacht, an ein Hörspiel, ein Theaterstück...?

Steiner: Ich habe soeben ein Hörspiel fertig geschrieben und dabei bemerkt, dass mir das Dialogische sehr gefällt und ich mehr daraus machen möchte. Ich möchte ja nicht einen Roman nach dem anderen publizieren, ...

... der jeweils in einem Dorf spielt ...

Steiner: Nein, der nächste spielt in einer Grossstadt und hat viel mit Mobilität zu tun! Mein übernächster Roman schliesslich, von dem bereits ein paar Versuche vorliegen, wird noch deutlicher lokalisierbar sein: Es wird ein Zürich-Buch.

Sie schreiben an Ihrem dritten Roman und entwerfen gleichzeitig bereits den vierten? Geht das denn?

Steiner: Ja, es beruhigt mich, zu wissen, dass der nächste schon ein Stück weit gediehen ist, wenn ich einen Roman zu Ende bringe. Beim Schreiben halte ich es wie im Sport: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel.

HINWEIS

Der Schriftsteller Jens Steiner, 38, lebt in Zürich. Nach dem Studium der Germanistik und Philosophie an der Universität Zürich arbeitete er einige Jahre als Lektor in Verlagen, bis er sich 2012 entschied, als freier Schriftsteller zu leben.

2011 erschien sein erster Roman «Hasenleben» (Dörlemann Verlag), der es auf die Long List des Deutschen Buchpreises schaffte und mit einem Förderpreis ausgezeichnet wurde. Für seinen zweiten Roman «Carambole» (Dörlemann) – er schaffte es ebenfalls auf die deutsche Long List – wurde Jens Steiner vor zwei Wochen mit dem Schweizer Buchpreis 2013 geehrt.



«Beim Schreiben arbeite ich nicht mein Leben ab»: Autor Jens Steiner.

Bild AZ/Mathias Marx

Eindrückliches Zusammenspiel von Chor und Orchester

CHOR Ihr Auftritt war ein Höhepunkt des Britten-Festivals: Der Chor molto cantabile und die Camerata Musica Luzern überzeugten restlos.

Im dritten Konzert des Britten-Chor-Festivals Luzern begeisterten der Luzerner Chor molto cantabile und die Camerata Musica Luzern so sehr, dass die vielen Zuhörer auch noch applaudierten, als die Mitwirkenden das Podium bereits verlassen hatten. Man hätte wohl gerne noch mehr gehört. Doch das Programm in der Luzerner Franziskanerkirche am Samstagabend (Wiederholung am Sonntag) war in sich so geschlossen und abgerundet, dass Zugaben nicht gepasst hätten. Wie flexibel und locker

die Instrumentalisten agierten, bekam der «Capriol Suite» für Streichorchester von Peter Warlock (1894–1930) hervorragend. Diese Suite überraschte durch charaktervolle, höchst rhythmische und variationsreiche Sätze, die von melancholischer Melodik über hinreissende Pizzicatosequenzen bis zu virtuoser Spritzigkeit reichten.

Dramatische Ausbrüche

Benjamin Britten's «Five Flower Songs» op. 47, komponiert 1950, fanden in molto cantabile kongeniale Interpreten. Andreas Felber formte die lautmalerschen Texte von Robert Herrick aus seinem Ensemble wunderbar verständlich heraus. Ob in eng geführten, dissonanten Überschneidungen, in dramatischen Ausbrüchen oder fein differenzierten Melodienbögen, die Sängerinnen und Sänger überzeugten mit Intonationssicherheit und der Fähigkeit, jede

kleinste Nuance musikalisch auszudeuten.

Biblische Geschichte

Dies gelang ihnen in der «Cantata Misericordium» op. 69 ebenso intensiv. Das Werk über den barmherzigen Samariter, von Britten 1963 zum 100. Geburtstag des Roten Kreuzes komponiert, erzählt diese biblische Geschichte sehr kontrastreich. Mit Klavier, Harfe und Pauken, die zu den Streichern hinzukommen, erzielt Britten vielfältige Klangfarben, die vom Orchester souverän ausgemalt wurden. Dazu hatte der Chor die erzählende Funktion: die Empörung über die Unbarmherzigen, das Mitleid mit dem verwundeten Wanderer (ausdrucksstark der Bariton von Fabrice Hayoz) und Reflexionen über die Barmherzigkeit, die im Anfang und Ende der Cantata geradezu beschwörend gestaltet wurden.



Solist bei Molto Cantabile:
Tenor Semjon Bulinsky.
PD

Schade nur, dass in Semjon Bulinsky's Interpretation der schwierigen Partie des Samariters seine warme Tenorstimme zu forciert wirkte und es zu Intonationsschwächen kam. Doch was das Streichquartett, Klavier und Harfe an filigranen Klängen beisteuerten und die Pauken zusammen mit den Kontrabässen rhythmisch unterlegten, führte zusammen mit den klaren Chorstimmen zu eindrucksvollen Höhepunkten.

Das Magnificat op. 36 von Gerald Finzi (1901–1956) bewegt sich vorwiegend im tonalen Raum. Begleitet vom satten Streicherklang der Camerata, entfaltet sich der Chor licht und strahlend, er meisterte grosse Tonsprünge und vielschichtige Dynamik bestens, und die eindringlichen Bitten um Erbarmen steigerten sich ausdrucksvoll bis hin zum erlösenden Amen.

GERDA NEUNHOEFFER
kultur@luzernerzeitung.ch